

TOLERANZ - IN DISKUSSION

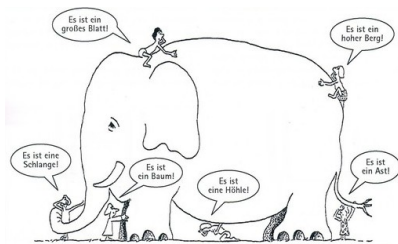
Toleranz als ungenügende Basis im Religionsgespräch?

Der Große Brockhaus definiert sie als „die Bereitschaft, in Fragen der religiösen, politischen, weltanschaulichen und kulturellen Überzeugung andere Anschauungen, Einstellungen, andere Sitten und Gewohnheiten gelten zu lassen und anzuerkennen; die Beanspruchung, die eine fremde Lebensform oder Weltanschauung für die eigene Überzeugung bedeutet, ertragen zu können (tolerare = ertragen)“. Es ist kultureller Fortschritt, solch eine „Toleranz“ als Basis des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu haben. Aber damit sind nur Regeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung gesetzt, wie die „hardware“ eines Computers. Die „software“ und mehr noch die Daten selbst, Inhalte, Begegnungen, Überzeugungen, Freundschaften, Vertrauen, menschenwürdiges Leben - bleiben ausgespart. Die Werte-Diskussion und der Versuch einer civil religion zeigen, dass mit Toleranz nur der (notwendige!) Rahmen abgesteckt, nicht aber der Umgang miteinander und schon gar nicht das existentielle Gespräch zwischen Menschen und Religionen ins Leben gesetzt ist.

Wo die religiösen Unterschiede in Toleranz aufgelöst werden, besteht der Verdacht, dass sich in der sogenannten „Toleranz“ ein totalitärer Standpunkt verbirgt; in elitärer Absolutheit dünkt er sich erhaben über das konfessionelle Gezänk der anderen Gesprächsteilnehmer, die noch auf der Wahrheit ihrer Religiosität bestehen. Der Liberalismus des „toleranten Gesprächspartners“ ist in Wirklichkeit nur arrogantes Besserwissen, das sich überlegen weiß über die Niederungen der Religionsstreitigkeiten und den konfessionellen Glauben. Das friderizianische „jeder soll nach seiner Façon selig werden“ strotzt von menschenverachtender Überheblichkeit, predigt als Superreligion die Botschaft: Ich bin tolerant. Bleibt Ihr bei eurer konfessionellen Beschränktheit; sie ist gut genug für Euch!

Man versucht, solch eine „Toleranz“ theologisch zu rechtfertigen mit dem Hinweis auf das Geheimnis Gottes: Wer/Was Gott in sich ist, bleibe in der Dunkelheit seines

Wesens verborgen; keine Religion kenne nach Lessings Ringparabel die eigentliche Wahrheit. Im Nichtwissen seien alle gleich. Doch wie irrig und inhuman diese „Toleranz“ ist, zeigt die hierzu oft zitierte indisch-sufistische Parabel vom Elefanten, den Blinde betasten dürfen. Der eine sagt: Elefant ist ein spitzer Spieß, der andere: ein gewaltiger Schlauch, der dritte: eine feste Säule, der vierte: eine riesige Tonne; ein weiterer: Elefant ist ein lustiger Staubwedel; jeder hat ja nur einen Teil des Elefanten abgetastet. So kenne jeder Mensch, jede Religion nur einen Teil des Geheimnisses, das man Gott nennt. Doch auch dieses Suchen nach Gott und dem Lebensinn (den Elefanten) wird erst human, wenn die Menschen (die Blinden) aufeinander zugehen, miteinander über den Elefanten (das Geheimnis Gottes) sprechen, sich in ihrer Gottes-(Elefanten-) Erfahrung bestätigen, korrigieren, vertiefen. Sie lösen das Geheimnis nicht auf, geben ihm aber damit eine humane Relevanz, machen sich mit ihm vertraut. Ein Geheimnis, das sich nur im Nichterkennen, Nichterfahren zeigt, ist kein Geheimnis, sondern der Abgrund von Unsinn und Sinnlosigkeit.



Der jüdisch-französische Philosoph Emmanuel Levinas lehrt in seiner „Philosophie des Anderen“: Das Anerkennen des Anderen als Anderen, in seinem Anderssein ist die Mitte humaner Ethik. Wer den anderen in vorgegebene (auch „tolerante“) Kategorien einordnet, macht ihn zum Ding; mit Max Frisch schreibt Levinas: „tötet“ ihn. „Tolerantes“ Besserwissen stellt den anderen ins Abseits untermenschlicher Unerheblichkeit. Das Anerkennen des Anderen in seinem Anderssein ist nach Levinas sogar die Voraussetzung zur Wirklichkeits-Begegnung. Eine Person verstehen heißt, bereits mit ihr sprechen. Die Sprache zeichnet eine ursprüngliche Beziehung vor. Statt - negativ - den anderen in Ruhe zu lassen (Toleranz), wird er - positiv - in Andersheit bejaht.

Die Philosophie des Anderen bei Levinas begründet diese Entscheidung zur Gewissensfreiheit philosophisch. Man kann dies flankieren mit der „Ehrfurcht vor dem Leben“ Albert Schweitzers und der modernen Wiederentdeckung der „Schöpfungs-Wahrheit“. Das heißt: Kein Herrschen-über, sondern Ehrfurcht-vor dem Anders-Sein der Schöpfung. Ein Alltags-Beispiel kann es erläutern: Der gewandte Diskutant kommt mit einem schlichten Menschen ins Gespräch. Sehr schnell hat er diesen schachmatt gesetzt. Aber in Wirklichkeit hat er nicht einmal gespürt, was sein Gesprächspartner - vielleicht ungeschickt - vorzubringen sucht. Um dem auf die Spur zu kommen, muss der Diskutant seine dialektische Gewandtheit überspringen und sich der Menschenwürde seines Dialogpartners öffnen. Er muss ihn achtungsvoll akzeptieren und - wenn es um Lebensfragen geht - sich in Ehrfurcht der fremden Lebens-Erfahrung und -weisheit beugen. Nur so kommt es zum ehrlichen Gespräch über den Sinn des Lebens, über Religion und Weltanschauung.

Josef Sudbrack, *Toleranz oder Ehrfurcht? in: Geist und Leben, Heft 1/2000 S. 1-10*

Toleranz versus Beliebigkeit

Unsere heutige Zeit, in der Selbstverständlichkeiten verloren gegangen sind, ist geprägt von Beliebigkeit. Wir brauchen nur in die Erziehung zu schauen oder in den öffentlichen Bereich: Man ist tolerant aus Unbequemlichkeit, weil man sich die Meinung des Anderen nicht „antun“ will, weil man sich den anderen, aber auch sich selbst nicht „antun“ will.

Toleranz dagegen ist keine Tugend der Bequemlichkeit. Die Wahrheit ist nämlich viel komplexer, vielfältiger, wie Fundamentalisten und Anhänger der Beliebigkeit glauben machen wollen.

Ich bin überzeugt dass es die Wahrheit gibt, ebenso bin ich aber überzeugt davon, dass unsere Erkenntnis der Wahrheit immer Stückwerk bleibt. Menschen, die glauben, die Wahrheit, als endgültigen Besitz zu haben, sind ebenso gefährlich wie Menschen, die der Überzeugung sind, dass es die Wahrheit nicht gibt.

Toleranz erspart nicht die Auseinandersetzung um die Wahrheit, sie intensiviert diese vielmehr; Toleranz sucht aber den Weg zur Wahrheit so zu gestalten, dass dieser gemeinsam beschritten werden kann.

Dazu bedarf es der Weite, die von sich absehen kann. Die Toleranz nimmt die Wahrheitssuche ernst, sie setzt Schritte, um näher an die Wahrheit zu kommen, auch wenn deren endgültige Gestalt im Hier und Jetzt nicht erreicht werden kann. Auf diesem Weg ist beides schlimm: der Glaube, die Wahrheit schon in ihrem endgültigen Ausdruck gefunden zu haben, wie auch die Weigerung, überhaupt suchen zu wollen.

Leopold Neuhold, Prof für Ethik an der Univ. Graz

Tolerare heißt „durchtragen“

Der lateinische Begriff „tolerantia“ betrifft ursprünglich bei Cicero das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, die Fähigkeit etwa, ein schweres Schicksal zu tragen. Wenn wir „Toleranz“ hören, denken wir an soziale Beziehungen. Paulus, die Kirchenväter und frühmittelalterlichen Theologen haben aus „tolerantia“ eine soziale Tugend, einen Leitbegriff zwischenmenschlichen Verhaltens und christlicher Gemeinschaftsbildung gemacht.

In der gegenwärtigen Diskussion über die Toleranz als politischer Kardinaltugend ist dieser nüchterne Ursprungssinn des Wortes in Erinnerung zu rufen. Von Toleranz zu sprechen, wenn man das Andere in seiner Vielfalt als Bereicherung erfährt, verharmlost das Wort. Schönes und Bereicherndes aufzunehmen bedarf nicht der Toleranz. Die Toleranz steht zwischen Ablehnung und uneingeschränkter Bejahung. Sie hält dazu an, etwas zu ertragen, was eigentlich unerträglich erscheint. Das Wort beinhaltet eine „Ablehnungs-Komponente“. Ohne sie verliert der Begriff seinen Sinn. Toleranz bedeutet die Fähigkeit, eine andere Überzeugung oder ein anderes Verhalten - mitunter zähneknirschend - auszuhalten, durchzutragen, hinzunehmen.

Das hat eine wichtige Konsequenz: Zwar eröffnet Toleranz einen sozialen Raum, in dem Zusammenleben möglich ist. Aber dieser Raum ist begrenzt. Es ist ein Unding, grenzenlos tolerant zu sein. Eine Gemeinschaft oder Gesellschaft, die keine Grenzen der Toleranz kennt und alles erlaubt, zerstört sich selbst. Das ist zwangsläufig so, weil unbegrenzte Toleranz auch ihren Feinden freie Hand lassen müsste.

Tolerant kann nur sein, wer einen Standpunkt hat. Die Toleranz rät nicht, dass wir im Zeitgespräch, im Gespräch mit anderen Religionen und Kulturen Unterschiede kaschieren, sondern dass wir sie aushalten im Respekt voreinander. Sie verlangt Entschiedenheit, verbietet dabei aber jede Form innerer oder äußerer Pression und Gewalt. ...

Die **Postmoderne** unterscheidet sich von vormodernen und modernen Zeiten dadurch, dass ihre Repräsentanten jeden allgemein verbindlichen Wahrheitsanspruch ablehnen, gleich ob er religiös, moralisch, philosophisch oder politisch begründet wird. All das, heißt es, sei totalitäres Denken und damit intolerant. Umgekehrt findet der postmoderne Mensch alles erlaubt und irgendwie aufregend. „Anything goes“.

Eine grenzenlose Toleranz mündet nicht nur politisch, sondern auch psychologisch in einen zerstörerischen Selbstwiderspruch.

Der Umschlag grenzenloser Toleranz in fanatische Intoleranz geschieht, nicht plötzlich und unvermittelt, er hat seinen Grund. Das Leben erlaubt keine absolute Beliebigkeit, so oder so erzwingt es Festlegungen. Der Postmodernismus ist der verzweifelte Versuch, stets alle Möglichkeiten offen zu halten, ohne sich wirklich zu entscheiden. Er ist bis in die Knochen flexibel. Man vertritt Positionen, wie jemand Staubsauger oder Handys vertritt und immer mal Produkt und Firma wechselt - ohne sein Herz daran zu hängen, geschweige denn sein Leben. Auf der Strecke bleibt dabei jene Entschiedenheit, mit der man nur so und nicht auch anders denkt und handelt. Das dient nicht der Toleranz, es macht sie überflüssig, weil alles gleichgültig ist.

Es braucht einen guten Grund, den Schmerz der Toleranz auf sich zu nehmen. Sie muss diesen Preis wert sein, und sie ist es. Sie schafft mitten in einer unvollkommenen Welt einen Lebensraum, Luft zum Atmen. Da wir weder im Paradies leben noch im Himmel, tut Toleranz not. Denn mitten im Weizen - sagt das Gleichnis - wächst Unkraut. Es bringt uns keinen Schritt weiter, das Unkraut im fundamentalistischen Übereifer vor der Zeit auszureißen, geschweige denn den Unterschied zwischen Unkraut und Weizen postmodernistisch zu leugnen.

Die bunte Vielfalt grenzenloser Toleranz macht Spaß, sagt der Postmodernismus. Wer sich an den Sinn des Wortes Toleranz hält und ihre Kosten (ihren Preis) auf sich nimmt („durchträgt“), mag leicht als Spaßverderber gelten. Zudem gerät er scheinbar in eine Zwickmühle: Er will tolerant sein und doch der Toleranz Grenzen setzen. Das alles verleiht in religiöser Hinsicht dem Polytheismus heute weithin einen fast unwiderstehlichen Charme.

Zugegeben, gemessen an diesem bunten polytheistischen Idyll wirkt der eifersüchtige Gott Israels, der fürs Ganze steht und es zusammen hält, auf den ersten Blick erschreckend und fremd. Um des einen Gottes und der einen Menschheit willen scheut der monotheistische Glaube keine Überzeugungskonflikte, die sich aus seinem Wahrheitsanspruch ergeben, er provoziert sie, wenn es darauf ankommt. Trotzdem nötigt er weder im Judentum, noch im Christentum noch im Islam dazu, Andersgläubige und ihre Religion auszugrenzen oder gar auszurotten.

Rede von Bischof Franz Kamphaus, Limburg, aus Anlass der Verleihung des Ignatz-Bubis-Preises der Stadt Frankfurt am Montag, 12. Januar 2004

Identität und Authentizität

Die Konfrontation mit Vielfalt, die die Toleranz herausfordert, hat Konsequenzen für die Identität von Menschen. Das Ich dürfte nicht monolithisch sein; es ist vielmehr nur ein relatives Ich - ein Orchester ohne Dirigent. Die Ich-Identität und Einstimmigkeit mit sich selbst ist vermutlich eine rein theoretische Fiktion.

Identitätsdefinitionen dienen der Frage, wer man selbst ist, und schließen Unerwünschtes aus. Wer nur Authentisches für die eigene Identitätsfindung akzeptiert, errichtet eine hohe Hürde für Verständigungen. In der Vorstellung des Authentischen geht es darum, im Einklang mit sich zu denken und zu handeln. Die Welt ist aber immer seltener so, dass man im Einklang mit sich handeln kann - besonders interkulturell, wo die Suche nach Authentizität schnell ins Leere greift. Selbstbestimmung ist interkulturell eher eine Aufgabe der Selbsterfindung als die einer einfachen Selbstfindung. Das Selbst wird nicht in Reinheit in der Innerlichkeit gefunden, sondern wird in einem mühsamen Prozess der Selbstwerdung durch Interpretation erfunden.

Heiner Hastedt, Toleranz. Stuttgart 2012. S. 99

